

TRANSFER

Herausgegeben von Gerd Antos und Sigurd Wichter

9

Matthias Ballod/Tilo Weber (Hrsg.)

Autarke Kommunikation

Wissenstransfer in Zeiten von Fundamentalismen

WISSENSCHAFTEN



PETER LANG
EDITION

Autarke Kommunikation

TRANSFER WISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Gerd Antos und Sigurd Wichter

Band 9



PETER LANG
EDITION

Matthias Ballod / Tilo Weber (Hrsg.)

Autarke Kommunikation

Wissenstransfer in Zeiten von Fundamentalismen



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 1615-0031

ISBN 978-3-631-64472-0 (Print)

E-ISBN 978-3-653-03243-7 (E-Book)

DOI 10.3726/978-3-653-03243-7

© Peter Lang GmbH

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Frankfurt am Main 2013

Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des

Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für

Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

Inhaltsverzeichnis

Matthias Ballod / Tilo Weber	
Kommunikative Unerreichbarkeit und autarke Kommunikation	1

I. Kommunikative Unerreichbarkeit

Gerd Antos	
Autarke Kommunikation.	
Ein Plädoyer für „überschaubare Kommunikation“	13

Sabine Pabst / Reinhold Viehoff	
Anonymität in der Internetkommunikation.	
„Unerreichbarkeit“ als Problem	29

Ursula Hasler Roumois	
Der unerreichbare Besucher. Welches Wissen über die Besucher einer Website sich aus den Suchanfragen gewinnen lässt	45

II. Domänen des Fundamentalismus

Winfried Thielmann	
Immunisierung gegen Wissen und seinen Transfer – Zu den argumentativen Verfahren der Pseudowissenschaftlichkeit	69

Gesine Lenore Schiewer	
Von der „unverzichtbaren Kernkraft“ zum „alternativlosen Atomausstieg“. Kognitionslinguistische Überlegungen zur gesellschaftlichen Deutung von Technik und Technikwissen in unternehmerischen und anderen Kontexten	77

Bettina Bock	
Diskursive Exklusion und „blindes“ Schreiben: Am Beispiel der Kommunikation des DDR-Geheimdienstes	93

Tilo Weber	
Ethnizität – Konstrukt und gesellschaftliche Realität im politischen Diskurs Kenias.....	111

III. Strategien der Überwindung von Fundamentalismen

Anne Simmerling / Lisa Rhein / Nina Janich (Darmstadt)	
Nichtwissen, Wissenschaft und Fundamentalismen – Ein Werkstattbericht....	129

Ina Karg (Göttingen)	
Gespräche über Bildung.	
Traditionen – Umbrüche – Widersprüche – Aufklärungen	157

Daniel Perrin (Winterthur)	
Integrating Transdisciplinary Action Research.....	177

Halyna Leontiy (Essen)	
Eine Reise durch ein Integrationslabyrinth – Potentiale des Ethnokabarets bei der kulturellen Wissensvermittlung am Beispiel der Spätaussiedler in Deutschland	191

Gerd Antos (Halle)	
Linguistische Resonanzforschung.	
Überlegungen zur Weiterentwicklung der Transferwissenschaft	223

Kommunikative Unerreichbarkeit und autarke Kommunikation

Matthias Ballod (Halle) / Tilo Weber (Halle/Liberec)

Fragt man danach, was moderne Wissensgesellschaften in einer sich mehr und mehr global vernetzenden Welt auszeichnet, dann scheint die folgende Diagnose wohl konsensfähig: Viele erleben die anwachsende Komplexität individueller und gesellschaftlicher Herausforderungen als *Überkomplexität*, fühlen sich davon überfordert und suchen Auswege in unterkomplexen Gewissheitsangeboten.

Komplexitätsreduktion ermöglicht dem Einzelnen die effiziente Bewältigung komplexer Situationen und erleichtert deren mentale und praktische Verarbeitung. Dazu werden bestimmte Wahrnehmungen ausgeblendet oder Typisierungen und Verallgemeinerungen vorgenommen. Ohne die Fähigkeit der Subsumption von Einzelfällen unter bestimmte Typen sind wir nicht in der Lage, Neues zu lernen oder unseren Alltag zu bewältigen. Das bedeutet, dass jeder Mensch sich fortwährend gegenüber Neuem abschirmt, wenn Unbekanntes zu Unsicherheit führen würde. Eine gewisse Konstanz erzeugt Sicherheit, Verlässlichkeit, und nur allzu gern greifen wir daher auf vertraute Schemata und liebgewonene Gewohnheiten zurück. Mit Komplexitätsreduktion begegnen wir also dem realen oder gefühlten Schwund von „Komfortzonen“ in unserer Umwelt. Von Unterkomplexität sprechen wir in diesem Sammelband, wenn diese Reduktion in einem Maß erfolgt, das sozial negative Folgen nach sich zieht. Wer etwa im Verhältnis zu anderen nur Freunde oder Feinde kennt, wird sich möglicherweise „falschen Freunden“ anvertrauen; oder er wird Verhaltensweise als bedrohlich oder aggressiv empfinden, die sich gar nicht gegen ihn richten, und entsprechend leicht überreagieren.

Unterkomplexität entsteht in gesellschaftlichen Diskursen u.a. dann, wenn Einflüsse von außen abgewehrt werden, wenn Diskursgemeinschaften kommunikativ unerreichbar sind oder sich unerreichbar machen. Umgekehrt kann ein unterkomplexes Weltbild Individuen und Gruppen als Basis der eigenen Abschottung dienen, wenn dies als notwendiger Schutz gegenüber einer als bedrohlich erlebten Umwelt verstanden wird. Eine Bedingung für die Stabilität kommunikativ unerreichbarer Gemeinschaften ist ein hohes Maß an Selbstgenügsamkeit, d.h. die Fähigkeit, innere Spannungen, auftretende Widersprüche und Probleme ohne Rückgriffe auf Lösungsansätze von außen anzugehen.

Was von einem externen Standpunkt aus als *kommunikative Unerreichbarkeit* erscheint, lässt sich von innen betrachtet als *autarke Kommunikation* beschreiben, wenn diese sich sowohl nach außen abschottet, d.h. sich kommunikativ unerreichbar *macht*, als auch selbst davon absieht oder sich gar weigert, nach

außen zu wirken. Prototypen solcher Gemeinschaften sind Geheimbünde jedweder Art. Autarke Kommunikation ist gegenüber „den Anderen“ isoliert und gleichzeitig innerlich stabil. Diskursgemeinschaften können ihre kommunikative Autarkie auf unterschiedliche Weise gewährleisten. Eine wichtige Funktion kommt dabei Gewissheiten zu, die allen Mitgliedern als unhinterfragbar gelten und einer letzten Begründung weder bedürftig noch zugänglich sind. Deren Status als Dogmen wird auf unterschiedliche Weise, z.B. durch die Androhung von Sanktionen oder durch den Bezug auf transzendente Legitimationsquellen, sichergestellt.

Kommunikative Unerreichbarkeit äußert sich in der Form von Fundamentalismus, wenn Diskursgemeinschaften zwar Einflüsse von außen abblocken, selbst aber aus dogmatischen Gewissheiten das Recht und die Verpflichtung ableiten, ihre eigenen Wertmaßstäbe gegenüber Dritten vehement durchzusetzen. Hiervon betroffen sein können „Ungläubige“ außerhalb oder „Häretiker“ innerhalb der Gemeinschaft, also Individuen oder Gruppen, die diese Maßstäbe nicht (mehr) teilen oder gar ablehnen und bekämpfen.

Dass Einzelne oder Gruppen gegenüber allen anderen Akteuren einer Gesellschaft vollständig isoliert sind, stellt den Extremfall dar. Kommunikative Unerreichbarkeit ist ein graduiertes Phänomen. Sie reicht von totaler, auch physischer, Isolation, wenn Menschen alle sozialen Brücken hinter sich abbrechen, bis hin zu Einzelüberzeugungen, über die man „nicht mit sich reden lässt“, während man im Übrigen vollständig in ein komplexes soziales Umfeld integriert ist. Zudem ist Unerreichbarkeit eine zweigliedrige Relation: Jemand ist für jemand anderen unerreichbar. Wenn Jugendliche für ihre Lehrer und ihre Eltern, Wahlberechtigte für die Parteien oder Anhänger unterschiedlicher Konfessionen und religiöser Überzeugungen füreinander kommunikativ nicht erreichbar sind, folgt daraus nicht, dass diese Akteure vollständig abgeschottet sind.

Dafür, dass Fälle kommunikativer Unerreichbarkeit differenziert betrachtet werden müssen, spricht auch die Debatte um die von einigen Politikern und in den Medien so genannten „Parallelgesellschaften“. Während die öffentliche Auseinandersetzung darüber nicht frei von Ressentiments gegenüber Fremdem und Fremden ist, wird die Verwendung des Schlagworts und die damit einhergehenden Implikationen von Sozialwissenschaftlern heftig kritisiert (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2006). Auf Individuen oder Gruppen, die sich aus vermeintlich kulturellen, religiösen oder politischen Gründen selbst zu isolieren scheinen, reagiert die Mehrheitsgesellschaft nicht selten mit Ängsten, Aggression und der Forderung nach Integration.

Andererseits verstärkt sich bei vielen Mitgliedern moderner Gesellschaften das Gefühl der Notwendigkeit, ständig präsent sein zu müssen. Dass dies Probleme mit sich bringt, ist mittlerweile vielfach bemerkt worden. So hat sich im ökonomischen Umfeld die Maxime der „permanenten Verfügbarkeit“ fast selbst

überholt, wie sich anhand kommunikativer Verhaltensmuster gut verdeutlichen lässt. Der Zeitforscher Hartmut Rosa (2010: 35) etwa bemerkt:

Früher schrieb man zum Beispiel zehn Briefe in einer Stunde, heute brauche ich für zehn E-Mails nur eine halbe. Ich habe also theoretisch eine halbe Stunde gewonnen. In der Praxis aber sieht es so aus, dass wir fünf- oder sechsmal mehr E-Mails als früher Briefe verfassen. Und da das alle tun, wächst die Nachrichtenmenge zu einem gigantischen Berg. All das will auch gelesen und bearbeitet werden. Wir haben also pro Mail sehr viel weniger Reflexions- und Reaktionszeit als früher, fühlen uns deshalb ständig gehetzt.

Kommunikation lässt sich offenbar weder im Schriftlichen noch im Mündlichen beliebig beschleunigen oder verdichten. Immer mehr Unternehmen ziehen daraus die Konsequenz, das Aufkommen elektronischer Kommunikation zu regeln bis hin zu Verboten, nach Dienstschluss Mails zu senden oder zu lesen (Spiegel Online 2011).

Während in der Ökonomie also die Einsicht wächst, dass die unsichtbare Grenze elektronischer Dauerverfügbarkeit erreicht ist, bedienen sich insbesondere die so genannten *Digital Natives* intensiv der neuen Kommunikationskanäle. Wer sich einem sozialen Netzwerk zugehörig fühlt, verspürt permanenten Druck. Nicht bloß die kommunikativen Bedürfnisse der Partner sind zu befriedigen, sondern zugleich und stets ist das ausgeklügelte Online-Selbstmarketing zu verfeinern. Das kaum zu bewältigende Pensum an Ich-bin-da-Botschaften mündet in eine Form von Selbstbestätigung – und sei es im fortwährenden Klicken des *Like*-Buttons. Dabei gerät schnell aus dem Blick, dass durch die Selbstreferentialität dieser Form von Interaktion sozialer Gruppen deren Muster und Gewohnheiten für Gruppen anderer kommunikativer Medien immer unverständlicher werden. Die Tendenz, immer mehr Informationen immer schneller auszutauschen, führt zu einer Art Turbo-Kommunikation, deren Ertrag nicht Qualität, sondern Trivialität ist.

So verwundert es nicht, dass „kommunikative Autarkie“ auch als eine Reaktion auf die Kommunikationsvielfalt heutiger Medienangebote zu sehen ist. Zwar wird in nie gekannter Manier (oder Manie?) kommuniziert, dadurch steigt jedoch nicht die Wahrnehmbarkeit des „Gesagten“, wenn alle nach dem gleichen Muster verfahren und immer mehr desselben produzieren. Im Gegenteil vergrößert der „information overload“ die Gefahr einer Abstumpfung der Kommunikationspartner gegenüber den vermittelten Informationen. Die Fülle wird zur Falle, wenn sich dem Kommunikationsdruck oder -zwang (*publish or perish*) unterworfen wird. Hieraus ergeben sich zumindest drei Fundamentalismen des Nichtkommunizierens: 1.) Indem bestimmte Zeiten (Wochenende) exkludiert oder 2.) mediale Dienste (Facebook, Twitter) ignoriert oder 3.) ganze Diskurse und Diskursgemeinschaften ausgeblendet werden.

Kommunikative Unerreichbarkeit in modernen Gesellschaften umfasst eine Vielzahl zugleich unterschiedlich bewerteter Phänomene, die in ganz verschiedenen Ausprägungen und Gruppenkonstellationen auftreten können. Dabei ist die partielle kommunikative Unerreichbarkeit nicht grundsätzlich ein Problem und damit in sozialer Hinsicht negativ zu bewerten. Vielmehr scheint sie für den Einzelnen in vielen Lebensbereichen sogar notwendig oder doch wünschenswert unter Umständen, unter denen das genaue Gegenteil von Selbstisolation gefordert ist, nämlich ständige Erreichbarkeit auf allen verfügbaren Kommunikationskanälen. Die großen publizistischen Erfolge etwa von Hape Kerkelings *Ich bin dann mal weg* (2006) und Miriam Meckels *Das Glück der Unerreichbarkeit* (2007) sowie manches Argument im Zusammenhang des Diskurses um das so genannte *Burn Out*, das Ausgebrannt-Sein durch private und berufliche Anforderungen, deuten darauf hin.

Dieser Sammelband unternimmt es, dieser Vielfalt gerecht zu werden, indem er Beiträge versammelt, die sich aus einer gemeinsamen kommunikationswissenschaftlichen Perspektive mit unterschiedlichen Ausprägungen kommunikativer Unerreichbarkeit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Domänen beschäftigen. Gemeinsam ist den Beiträgen, dass sie Fälle in den Blick nehmen, in denen Unerreichbarkeit als Problem wahrgenommen wird bzw. Wege untersucht werden, die Isolation zu überwinden.

Der Band gliedert sich in drei Abteilungen, deren Beiträge jeweils als Teilantworten auf drei übergeordnete Fragen gelesen werden können:

- I. Wie können wir den Phänomenen der Unerreichbarkeit kommunikationswissenschaftlich gerecht werden?
- II. In welchen gesellschaftlichen Domänen lassen sich Phänomene der kommunikativen Unerreichbarkeit beobachten?
- III. Welche Strategien zur Überwindung kommunikativer Unerreichbarkeit werden in der Praxis angewandt?

In dem Beitrag *Autarke Kommunikation*, der die Abteilung I eröffnet, plädiert Gerd Antos (Halle) für *überschaubare Kommunikation*. Die Feststellung, dass Kommunikation in der modernen Mediengesellschaft unvermeidlich ist, bildet die Folie für die Einordnung extremer Reaktionen darauf: Zwang zur Kommunikation, Überforderung durch Kommunikation, Abschottung durch Nicht-Kommunikation. Dass kommunikative Unerreichbarkeit kein Phänomen der Neuzeit ist, belegt die Legende des Heiligen Hieronymus. Die *Hikikomori*, japanische Jugendliche, die sich selbst aus der Gesellschaft „aussperren“, sind ein aktuelles Beispiel sozialer Isolation. Eine angemessene Bewertung solch kommunikativer Selbstausgrenzung fällt jedoch schwer, da Identitätsstiftung und Gruppenzugehörigkeit immer auch mit der Markierung von Differenz einhergeht. Dass kommunikative Selbstreferentialität und Selbstgenügsamkeit einen Wissenstransfer

behindern, ist ebenso offensichtlich wie die Anfälligkeit solcher Gruppen für Propaganda, Indoktrination oder Realitätsverlust. „Überschaubare Kommunikation“ wird dann ein Leitmotiv zur Überwindung solcher Schein-Lösungen.

In ihrem Beitrag *Anonymität in der Internetkommunikation. „Unerreichbarkeit“ als Problem?* nähern sich Sabine Pabst und Reinhold Viehoff (Halle) einer kontroversen Debatte, deren Bewertung von unterschiedlichen Vorzeichen bestimmt wird. Anonymität kann als kommunikative und moralische Unerreichbarkeit erscheinen, wenn im Internet handelnde Akteure sich hinter Alias-Namen verbergen. Die geforderte Klarnamenpflicht ist mit Blick auf Pöbeleien, Diffamierungen oder kriminelle Machenschaften im Internet schlüssig. Deren Überwachung bedarf jedoch einer weitreichenden staatlichen Kontrolle und kann dann leicht mit Persönlichkeitsrechten oder dem Recht auf freie Meinungsäußerung kollidieren. Mit Bezug auf den kulturgeschichtlichen Wandel von Text und Autorenschaft führen Pabst/Viehoff weiter aus, Anonymität und Identität gehörten eng zusammen und seien in der Folge der Aufklärung eine strukturelle Kategorie (Koselleck) oder mündeten in der Moderne in ein Spiel mit „Subjektpositionen“ (Griffin). Die anonyme Publikationspraxis weist eine lange Tradition auf. Sie ist zugleich Ausdruck kultureller Selbstreflexivität und steht in Wechselbeziehung zu immer neuen Formen medial vermittelter Kommunikation. Entsprechend ist es angeraten, die vielen negativen Assoziationen auszublenken und die Grundkomponenten des „sozialen Vorstellungsraums“ und deren zugrundeliegenden Identitätskonzepte zu diskutieren. Dann rücken Aspekte wie Körperlichkeit des Autors, Vertrauen der Kommunikanten und Glaubwürdigkeit der medialen Performanz in den Blick.

In dem Beitrag *Der unerreichbare Besucher* zeigt Ursula Hasler Roumois (Zürich), welches Wissen sich aus den Suchanfragen von Website-Nutzern gewinnen lässt. Obgleich sowohl die kommunikative Bedeutung von Suchfunktionen auf einer Internetseite als auch die Arten möglicher Informationsbedürfnisse unterschiedlich bewertet und klassifiziert werden, lassen sich die sprachlich kodierten Suchstrategien der User auswerten und interpretieren. Drei Untersuchungsstrategien werden hierzu angewandt: 1. Der Vergleich allgemeiner Suchanfragen im Internet und der Site-Suche, 2. die Untersuchung sprachlicher Aspekte der Suchanfragen und 3. die inhaltliche Analyse der Anfragen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung belegen einen hohen Anteil „intuitiver“ Anfragen, was im Umkehrschluss darauf deutet, dass die Nutzer über keine speziellen Suchstrategien verfügen. Da bei den meisten Site-Suchern gute Kenntnisse der Organisation vorausgesetzt werden können, lassen sich die Ergebnisse u.a. gezielt zur Optimierung der Internetseite oder möglicher Interaktionsformen nutzen. Hasler Roumois zeigt zudem auf, welches Potenzial im Feld des „suchenden Zugangs zum Wissen“ noch verborgen liegt, insbesondere für linguistische Forschung zum Wissenstransfer als deren sprachlicher Schnittstelle zwischen

Informationsbedürfnis des Nutzers, Retrieval-Technologien und Gestaltung der Website- und Suchmaschinen-Oberflächen.

In Abteilung II des Sammelbands sind unter der Überschrift *Domänen kommunikative Unerreichbarkeit* Aufsätze zusammengefasst, die an konkreten Beispielen zeigen, was in dieser Einleitung bereits in abstrakter Form festgestellt wurde: Kommunikative Unerreichbarkeit ist kein Merkmal von Gesellschaften insgesamt oder gar einer globalen „Weltwissensgesellschaft“, sondern betrifft unterschiedliche und unterschiedlich umfangreiche Bereiche und Diskurse in einzelnen Gesellschaften. In diesem Sinne nimmt Winfried Thielmann (Chemnitz) die Publikation *Darwins Irrtum* (Zillmer 2003⁵) zum Anlass, *argumentative Verfahren der Pseudowissenschaftlichkeit* zu analysieren. Zillmers Einlassungen zu einer Debatte, die vom Standpunkt eines westlichen Wissenschaftsverständnis längst mit stichhaltigen und überprüfbaren Argumente und Belegen entschieden ist, repräsentierten als *Immunisierung gegen Wissen und seinen Transfer* eine extreme Form kommunikativer partieller Unerreichbarkeit. Thielmann zieht aus dieser Diagnose eine radikale Schlussfolgerung: Es gibt Diskursgemeinschaften, die sich nach außen hin in einem solchen Maße abgeschlossen haben, dass jeder Versuch, sie mit Argumenten zu erreichen, scheitern muss. Vor diesem Hintergrund plädiert Thielmann gerade auch mit dem pädagogisch-didaktischen Blick des Aufklärers auf die schulische und universitäre Lehre dafür, dass es deren Ziel sein muss, Schüler/innen und Studierende in die Lage zu versetzen, letztlich irrationale Verfahren der Selbstimmunisierung zu erkennen und als nicht akzeptabel zurückzuweisen. Auf eine – ohnehin vergebliche – Auseinandersetzung mit Vertretern von in dieser Weise einschlägigen Positionen könne dann auf längere Sicht hin verzichtet werden.

Auch Gesine Lenore Schiewer (Bern/München) befasst sich mit einem Thema im Grenzbereich zwischen wissenschaftlichem und öffentlichem, hier: dem politischen, Diskurs. Dabei geht es um den so genannten „Atomausstieg“ und die Frage, wie es dazu kommen konnte, dass sich in Deutschland die Positionen dazu in Teilen des politischen Spektrums zuletzt grundlegend gewandelt haben. Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive und mit den Werkzeugen der Linguistik und Kommunikationswissenschaft analysiert Schiewer Deutungsmuster und -prozesse, durch die Aspekte, Argumente und Zielvorstellungen, die zuvor als irrelevant oder doch vernachlässigbar ausgeblendet wurden, nun von politischen Akteuren in den Vordergrund gestellt werden, um eine neue, mit älteren Überzeugungen brechende Haltung als „alternativlos“ zu rechtfertigen.

Auf der Basis der Foucault'schen Diskursanalyse wendet sich Bettina Bock (Halle) einem Bereich zu, der als ein Prototyp eines nach außen abgeschotteten Systems gelten kann: dem Geheimdienst der DDR und seinen Kommunikationsprozessen. Sie nutzt die Möglichkeiten, die die Öffnung der Archive nach 1989 bieten, um diese Abschottung rückblickend zu durchbrechen. In ihrer Analyse

von internen Akten zeigt sie, mittels welcher Verfahren und Exklusionsmechanismen sich eine Institution nach außen „strategisch unsichtbar“ gemacht hat. Indem sie dabei vor allem die „Inoffiziellen Mitarbeiter“ in ihrer Stellung zwischen Funktion im Geheimdienst und „normalem Bürger“ in den Blick nimmt, zeigt Bock – und damit wird ein oben in allgemeiner Form benannter Aspekt konkret –, dass kommunikative Unerreichbarkeit ein partielles und graduelles Phänomen ist.

Unter dem Titel *Ethnizität – Konstrukt und gesellschaftliche Realität im politischen Diskurs Kenias* untersucht Tilo Weber (Halle/Liberec), wie und aus welchen Gründen Kategorien wie *Ethnizität*, *Volk* und *Stammeszugehörigkeit* instrumentalisiert werden können, um politische und individuelle Zwecke und Ziele durchzusetzen. Weber geht dabei auf das Zusammenspiel zweier Aspekte ein: Einerseits lässt sich Ethnizität gerade in subsaharischen Gesellschaften auf scheinbar offensichtliche Tatsachen (aus Geschichte, Kultur, Sprache etc.) beziehen, weshalb ihre Relevanz oft als Selbstverständlichkeit hingenommen wird. Andererseits ist Ethnizität ein Konstrukt, das Ergebnis sehr komplexer, für Laien kaum durchschaubarer Diskurse und damit zugänglich für Manipulation. Am Beispiel Kenias wird nun gezeigt, dass das Zusammenspiel von *Prima-facie*-Plausibilität und Überkomplexität eine Voraussetzung dafür ist, dass Ethnizität im politischen Diskurs Kenias in einer Weise instrumentalisiert werden kann, die diesen Diskurs gegenüber Differenzierungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen weitestgehend unzugänglich macht.

Nachdem in der ersten Abteilung dieses Sammelbands theoretische Aspekte kommunikativer Unerreichbarkeit erörtert werden und die Beiträge zur zweiten Abteilung Ausprägungen dieser Erscheinung in konkreten gesellschaftlichen Domänen analysieren, gehen die Aufsätze im letzten Teil daran, nach Strategien und Verfahren zur Überwindung kommunikativer Unerreichbarkeit in Fällen zu fragen, in denen Isoliertheit und Abschottung zweifelsfrei als Problem zu bewerten sind.

Der Beitrag von Lisa Rhein, Anne Simmerling und Nina Janich (Darmstadt) *Nichtwissen, Wissenschaft und Fundamentalismen – ein Werkstattbericht* befasst sich mit der Frage, wie *Nichtwissen* im Wissenschaftsdiskurs behandelt wird. Wissenschaftliches Wissen – so die These der Autorinnen – kann in übersteigertem Glauben an dessen Problemlösefähigkeit münden, ebenso wie in kommunikative Unerreichbarkeit als Ausdruck eines *Nichtwissenwollens*. Beiden Ansichten ist eine fundamentalistische, wissenstransferhinderliche Haltung inhärent. Rhein/Simmerling/Janich stellen aber auch klar, wie wichtig die inner- und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Nichtwissen ist, denn Wissenschaft erzeugt neben neuem Wissen eben immer auch implizites Nichtwissen oder unsicheres Wissen. Der Werkstattbericht liefert hierzu erste Befunde auf der Basis eines Textkorpus zum Thema Klimawandel. Nach einem knappen Forschungs-

überblick zu disziplinären Zugängen zum Nichtwissen wird dessen allgemeine Bedeutung im Diskurs der Wissenschaft(en) und der Öffentlichkeit sowie die damit verbundene Eigendynamik hervorgehoben. Anhand verschiedener adressatenspezifischer Textsorten untersuchen die Autorinnen vergleichend grammatische, lexikalische und rhetorische Besonderheiten der jeweiligen Textsorten. Die Ergebnisse belegen charakteristische und vor allem unterschiedliche Muster im Umgang mit Nichtwissen und unsicherem Wissen.

Ina Karg (Göttingen) stellt in ihrem Beitrag *Gespräche über Bildung: Traditionen – Umbrüche – Widersprüche – Aufklärungen* heraus, in welcher Weise Bildung – spätestens seit der PISA-Studie 2001 – in öffentlichen und politischen Debatten erneut hohe Aufmerksamkeit erfährt. Allerdings sei das hier verhandelte Bildungsverständnis und insbesondere der Bildungserfolg nunmehr ökonomisch überformt, was nicht ohne Konsequenzen für die Bewertung der Qualität des deutschen Bildungssystems und seiner Institutionen bleiben kann. Punktwerte, Kosten-Nutzen-Relationen, Investition oder Humankapital sind die sprachlichen Manifestationen dieser ökonomischen Gewichtung. Welche Umbrüche und Widersprüche damit verbunden sind, zeigt Karg anhand von Gesprächen über Bildung historisch auf. Auf verschiedene Traditionslinien von Bildungskonzepten rekurriert sie anhand von Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Johanna Schopenhauers *Gabriele* und Chinua Achebes *Dead Men's Path*. Während Goethe ein allgemeines Bildungskonzept skizziert, in dem er das Recht des freien Bürgers auf allgemeine Bildung postuliert, akzentuiert Schopenhauer in ihrem Roman geschlechtsspezifische Aspekte und solche sozialer Schichtung. In Achebes Text wird Bildung im Zusammenhang von in Kontakt tretenden Kulturen und Weltbildern thematisiert. Zusammenführend verdeutlicht Karg die Herausforderungen für den aktuellen und zukünftigen Bildungsdiskurs, in dem Faktoren wie nachhaltige Bildsamkeit und das Bildungsniveau in multikulturellen Gesellschaften zu einem zentralen Thema werden, gerade in „Zeiten von Fundamentalismen.“

Daniel Perrin (Winterthur) stellt eine wissenschaftliche Verfahrensweise vor, die er als *Transdisciplinary Action Research* bezeichnet. In diesem Ansatz lässt sich u.a. ein Lösungsansatz für die Probleme sehen, die Thielmann und Schiewer zuvor als Kennzeichen mancher (pseudo-)wissenschaftlicher Diskurse beschrieben haben. Es geht Perrin um die Wirkung der Wissenschaft aus dem Bereich der Forschung hinaus in die Praxis hinein, ohne dass dabei Wissenschaftlichkeit als Maßstab aufgegeben und Einflüsse von anderen Disziplinen ausgeschlossen werden. Konkretisiert werden diese Vorstellungen am Beispiel des *Idée Suisse*-Projekts, in dem Linguisten, Soziologen und Journalisten gemeinsam die Produktion von Nachrichtentexten mit dem Ziel untersuchen, Verfahren zu identifizieren, die zur Herstellung sozialer Kohäsion durch öffentliche Diskurse beitragen können.

Im letzten Text in dieser Abteilung stellt Halyna Leontiy (Essen) *Ethno-kabarett als Mittel kultureller Wissensvermittlung* und damit als Verfahren vor, das geeignet ist, kommunikative Unerreichbarkeit gerade in einem Kontext zu überwinden, in dem sie gegenwärtig im politischen Diskurs besonders beklagt wird. Es handelt sich um Kommunikation innerhalb einer bestimmten Gruppe von Migranten einerseits und mit der deutschen Mehrheitsgesellschaft andererseits. Im Rahmen eines hermeneutisch-wissenssoziologischen Forschungsansatzes und am konkreten Beispiel der Kabarettistin Lilia Tetslau zeigt Leontiy, wie mit den Mitteln des Humors einerseits Konflikte, Widersprüche und Spannungen innerhalb ihrer eigenen deutsch-russischen Diskursgemeinschaft zu thematisieren und dadurch teilweise aufzulösen sind. Gleichzeitig wird deutlich, dass und warum auf diese Weise ein breiteres Publikum zu erreichen ist und die häufig als undurchdringlich erlebten Grenzen zwischen Migranten und Mehrheitsgesellschaft zeitweise durchlässig werden können.

Den Abschluss dieses Sammelbands und gleichzeitig eine Perspektiverweiterung sowie einen Ausblick auf die nächsten möglichen und notwendigen Arbeitsschritte, leistet Gerd Antos, wenn er resümierend und visionär *Überlegungen zur Weiterentwicklung der Transferwissenschaft* anstellt.

Dieser Band ist ein Ergebnis des 8. Kolloquiums *Transferwissenschaften* mit dem Rahmenthema *Wissenstransfer in Zeiten von Fundamentalismen: Unerreichbarkeit als gesellschaftliche Herausforderung*. Die hier präsentierten Beiträge gingen aus den im September 2009 in Halle (Saale) gehaltenen Vorträgen hervor. Im Nachgang zur Tagung haben die Autor/inn/en manche während der Tagung empfangene Anregung aufgegriffen und die Ergebnisse inzwischen erfolgter Forschungen eingearbeitet. Wir danken allen Beteiligten für ihre hohe Bereitschaft zur Kooperation und die kreative Zusammenarbeit. Wesentlich für das Zustandekommen des Projekts *Transferwissenschaften*, besonders auch des 8. Kolloquiums sowie dieser Publikation war die Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Unser Dank gilt ferner Robert Straube, der mit seiner gründlichen Redaktion gezeigt hat, dass inhaltliche Qualität erst durch formale Sorgfalt zur Entfaltung kommen kann.

Schließlich möchten wir Sigurd Wichter und Gerd Antos würdigen, die das Projekt *Transferwissenschaften* Ende des letzten Jahrtausends aus der Taufe gehoben und bis heute mit ihren Ideen und ihrer Energie vorangetrieben haben. Sie zählen damit zu den ersten, die die öffentliche Debatte um Notwendigkeit, Bedingungen und Verfahren des Wissenstransfers aus den Geistes- und Sozialwissenschaften heraus in die Gesellschaft hinein in ein produktives wissenschaftliches Programm überführt haben. In der Zwischenzeit hat sich dieses Forschungsfeld in vielfältiger Weise etabliert, wie nicht nur die Bände der Transferwissenschaftsreihe belegen (vgl. etwa die von Ekkehard Felder herausgegebene Reihe des Forschungsnetzwerks *Sprache und Wissen*). Das 8. Kolloquium und

somit auch dieser Sammelband markieren den Abschluss einer Etappe und weisen gleichzeitig in die Zukunft, in der die Transferwissenschaften weitere Forschungsdisziplinen integrieren und die Zusammenarbeit in gesellschaftlichen Praxisfeldern intensivieren werden (vgl. Perrin i.d.B.; Antos i.d.B.).

Literatur

- Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2006): Parallelgesellschaften? Aus Politik und Zeitgeschichte 1–2. Bonn.
- Kerkeling, Hape (2006): Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg. München.
- Meckel, Miriam (2007): Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle. Hamburg.
- Rosa, Hartmut (2010): Muße braucht Zeit (Interview mit Ulrich Schnabel). In: DIE ZEIT. Nr. 1/2010, S. 35, <http://www.zeit.de/2010/01/Interview-Rosa> (29.09.2012).
- Spiegel Online (2011): VW-Betriebsrat setzt E-Mail-Stopp nach Feierabend durch. <http://www.spiegel.de/wirtschaft/service/blackberry-pause-vw-betriebsrat-setzt-e-mail-stopp-nach-feierabend-durch-a-805524.html> (29.09.2012).

I. Kommunikative Unerreichbarkeit

Autarke Kommunikation. Ein Plädoyer für „überschaubare Kommunikation“

Gerd Antos (Halle)

1 Von der Entgrenzung der Kommunikation zur Überforderung durch Kommunikation

Nichts scheint unser soziales, berufliches wie privates Leben mehr zu prägen, als eine immer stärkere Einbindung und Vernetzung in kommunikative Prozesse – und sei dies nur als Konsument bzw. als *user* von Massenmedien. Glaubt man aufmerksamen Zeitzeugen (vgl. Goeudevert 2008), so ist „Kommunikation“ neben „Geld/Kapital“ und „Leistung/Effizienz“ eine der drei zentralen Maximen der amerikanisch geprägten Moderne:

- Der soziale Wert einer Person bemisst sich primär an ihrer Finanzkraft! (Diese Maxime ist als Radikalisierung der alten Erfahrung *Haste was, biste was!* zu verstehen)
- Der soziale Wert einer Person bemisst sich primär an seiner Leistungsfähigkeit! (Maxime *Du bist nur was, wenn Du was leistest!*)
- Der soziale Wert einer Person bemisst sich primär an seinen kommunikativen Fähigkeiten, (mediale) Aufmerksamkeit zu erringen (vgl. Franck 2007)! (Maxime *Du musst kommunizieren, sonst wirst du nicht wahrgenommen!*)

So unterschiedlich sie auch gelagert sind, so scheinen sich alle drei Maximen mindestens im Sinne des so genannten Halo-Effekts gegenseitig zu beleuchten oder gar wechselseitig zu überstrahlen. Archetypisch für den Halo-Effekt sind bekanntlich Märchen: Prinzessinnen sind trivialerweise nicht nur mächtig und reich, sondern werden wie „Promis“ auch ganz selbstverständlich als schön/attractiv, klug und edel wahrgenommen.

Wie aber gelangt man in diese märchenhafte Halo-Welt? Gleichsam als Einstiegsdroge gilt heute in einer von Medien beherrschten Welt die Verheißung, mit entsprechender Kommunikation soziale Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erringen. Besonders anschaulich wird dies dort, wo soziale Wirklichkeitserzeugung ganz entscheidend allein von kommunikativen Fähigkeiten abhängt, die andere Mängel gleichsam ausgleichen.

Ein besonders anschauliches und zudem tradiertes Beispiel dafür ist das Märchen vom „tapferen Schneiderlein“. Dem schwachen Schneiderlein gelingt es listig bis manipulativ, aus einer eher lächerlichen Alltäglichkeit (nämlich dem Erschlagen von sieben Fliegen, die sich über sein Mus-Brot hergemacht haben) ein aufsehenerregendes Kommunikationsereignis zu machen: „Sieben auf einen

Streich“ stickt er sich auf seinen Gürtel und zieht mit dieser Botschaft hinaus, um die Welt zu erobern, was ihm nach vielen Abenteuern auch gelingt. Das Märchen zeigt, dass er nicht nur als ein großer Kommunikator reüssiert, sondern dem Halo-Effekt entsprechend damit zugleich reich und mächtig wird.

Natürlich überzeichnet der Halo-Effekt die Bedeutung der Rolle von Kommunikation selbst im Bereich der Massenmedien. Nicht jeder, der sich heute gut in Szene setzen kann, ist zugleich auch reich und erfolgreich. Nicht einmal die Umkehrung gilt generell. Dennoch scheint die Kommunikations-Maxime eine kaum bestreitbare Erfahrung wiederzugeben. Dass die Macht der Kommunikation zu einem Mythos hochstilisiert werden konnte, hängt m.E. mit der Pauschalierung von drei Zuschreibungen zusammen:

1. Massenmedien schaffen aufgrund ihrer Verbreitungsmacht aus Nichtinformation Information (vgl. Luhmann 1996: 36). Im Kern ist das ebenso wenig zu bestreiten wie das, was Marshall McLuhan mit seinem Schlagwort „Das Medium ist die Botschaft“ bekannt gemacht hat. Der heutige Mythos von der Macht der Kommunikation basiert aber im Wesentlichen darauf, dass anders als kulturelle, familiäre Herkunft oder z.B. geschlechtliche Determinationen mit Kommunikation heute *Anschlussfähigkeit* an (weltweit) andere soziale Netzwerke und Kontexte geschaffen werden kann – und zwar durch Anschlussfähigkeit von Kommunikation an Kommunikation (Luhmann 1993: 62 u. 203ff.). Wenn wir unser Handy, unseren Blackberry oder unseren PC benutzen, dann können wir diese Zuschreibung unmittelbar an uns selbst und unserer sozialen Umgebung erleben.
2. Kommunikation erscheint uns ferner im Prinzip *grenzenlos*: Spätestens seit der Erfindung des Buchdrucks und dem damit verbundenen „Sieg der Schriftlichkeit“ über bislang weitgehend orale Gesellschaften tragen wir (Europäer) den Fortschrittsglauben in uns, dass unsere kommunikative Reichweite räumlich, zeitlich und wohl auch interkulturell im Prinzip grenzenlos geworden sei. Eine besondere Steigerung erhält diese „Entgrenzung“ durch „Kommunikation in modernen Medien“, die Ulrich Schmitz (2004: 36f.) in das Diktum „In modernen Medien ist alles möglich“ fasst.
3. Anknüpfend an Paul Watzlawicks klassische Formulierung: „Man kann nicht nicht kommunizieren!“¹ gewinnt man zudem den Eindruck, dass man sich Kommunikation prinzipiell nicht entziehen kann. Als populärer Beleg mag hierfür zum einen der Kult um die angebliche *Unvermeidlichkeit* der Körpersprache (bei körperlich basierter Kommunikation) gelten. Unvermeidlich ist heute bei vielen die fast permanente mediale Erreichbarkeit. Sie erscheint als typisch für die kommunikative Alternativlosigkeit im privaten wie beruflichen Leben ebenso wie für das öffentliche, von Medien geprägte Erschei-

1 Watzlawick/Beavin/Jackson (1972: 50ff.) und da insbesondere 2.2 „Die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren“ und 2.22 „Alles Verhalten ist Kommunikation“.

nungsbild moderner Gesellschaft. Oder anders gewendet: Wer nicht (mehr oder noch nicht) medial erreichbar ist, muss damit rechnen, dass das als Botenschaft interpretiert wird – bis hin zu der Zuschreibung als „nicht existent“.

Ein erstes Fazit lautet also: *Kommunikative und soziale Anschlussfähigkeit, räumliche, mediale und kulturelle Entgrenzung* und ihre *Unvermeidlichkeit* speisen als Zuschreibungen entscheidend den Mythos von der Macht der Kommunikation. Erkauft wird dies durch stillschweigende Verallgemeinerungen und Pauschalisierungen, auf die ich in diesem Beitrag näher eingehen will. Ich möchte vor allem zeigen, dass *Anschlussfähigkeit* kein Gegensatz zu bestimmten Formen der kommunikativen Verweigerung, der Abkapselung oder schlicht des „Schweigens“ ist. Zweitens: auch Kommunikation braucht Grenzen, zumindest „Rahmen“ – sei es in Form von Sprachen, Stilen, Medien oder Genres. Denn Differenz von innen und außen ist – wie noch näher zu zeigen ist – die Grundlage von Wahrnehmbar- und Interpretierbarkeit. Und drittens: Man kann sich – zumindest tendenziell – der Unvermeidlichkeit von Kommunikation partiell (und ganz bewusst) auch entziehen und sei es dadurch, dass man in Schweigen verfällt, sich abschottet oder in selbstreferentielle kommunikative Parallelwelten abtaucht.

Solche Phänomene werden inzwischen deutlicher wahrgenommen – vielleicht auch deshalb, weil in vielen Kulturen die inzwischen historisch errungene Freiheit zur unzensierten und selbstbestimmten Kommunikation für viele in eine Art „Zwang zur Kommunikation“ umzuschlagen droht. Die soziale Macht der Kommunikation, ihre Entgrenzung und ihre kaum entrinnbare Unvermeidlichkeit werden – zu Recht oder auch nur eingebildet – zunehmend als Belastung erlebt.

Typisch dafür ist die private, berufliche wie mediale Erfahrung, dass nur noch derjenige sozial wahrgenommen wird, der kommuniziert. Beispiele dafür lassen sich leicht finden: Wenn japanische Jugendliche bis zu 400 SMS pro Tag verschicken, so imitieren sie im Privaten, was auf uns tagtäglich als Mails (als Spams), als Werbung oder als PR einstürzt. Wir werden z.T. hemmungslos „zugeschrieben“, zugemäht, zugemüllt“, wie der Volksmund sagt. Mediennutzer erleben und erleiden diese Allpräsenz von Kommunikation als „information overload“. All dies führt zu dem, was man ohne allzu große Übertreibung als *Überforderung durch Kommunikation* diagnostizieren kann.

Dagegen formiert sich inzwischen eine Art Gegenbewegung – zunächst zögernd, aber zunehmend auch mit nicht geringem publizistischem Aufwand. Wir hören Warnungen vor drohender „digitaler Abhängigkeit“ (vgl. Schirrmacher 2009) und sehen uns mit Forderungen nach „mailfreien Tagen“ in Unternehmen oder nach „Wegen aus der Kommunikationsfalle“ im Sinne von Miriam Meckels „Glück der Unerreichbarkeit“ (Meckel 2007) konfrontiert.

Das Überangebot von Kommunikation, aber auch die Verwirrung durch ihren internen Strukturwandel² können zwar einerseits zu einer *Überforderung durch Kommunikation* führen. Sie zwingen uns aber zugleich, unseren Blick auf bislang weitgehend unbeachtete Formen einer systemimmanenten Selbstregulation von Angebot und Verarbeitung kommunikativer Aktivitäten zu lenken. Ich möchte dies unter dem Fokus der „autarken Kommunikation“ diskutieren und auf zunächst sehr widersprüchlich erscheinende Formen dieser systemimmanenten Selbstregulation von Kommunikation aufmerksam machen. Meine These: Von einem kulturevolutionären Ansatz aus betrachtet ist nicht entgrenzte und allumfassende, sondern bestimmte Grenzen beachtende und damit auch „überschaubare Kommunikation“ die effektivste Form menschlicher Verständigung. In einer ganz anderen Weise als sich das McLuhan vorgestellt hat, ließe sich die These von der „autarken Kommunikation“ als Metaphorisierung des „global village“ verstehen: Kommunikation will ihrer kulturevolutionären Genese nach wie in einem Dorf „überschaubar“ sein und bleiben – auch wenn sie inzwischen, etwa bei bestimmten Massenmedien – globale Dimensionen angenommen hat.³

Diese These setzt sich einerseits von Vorstellungen und Realisierungsformen ab, „entgrenzte Kommunikation“ sei gleichsam das Ziel der immanenten Entwicklung von kommunikativer Evolution. Dies ist, wie angedeutet, in den beiden letzten Jahrzehnten suggeriert worden – nicht zuletzt durch die Digitalisierung und Multimodalisierung von immer mehr Mediangeboten, die unseren Alltag bestimmen und beherrschen. Um meine These zu plausibilisieren, möchte ich im Folgenden auf einige Formen und Funktionen „autarker Kommunikation“ aufmerksam machen, vor allem aber auf das Phänomen der selbstgenügsamen Selbstregulierung selber.

Prototypisch dafür ist – kaum überraschend – der Face-to-Face-Dialog zwischen zwei Kommunizierenden in all seinen Varianten vom Quatschen, „Klönen“ und Telefonieren über Kneipen- oder Stammtischgespräche bis hin zur lockeren oder gepflegten Konversation in exklusivem Kreis. Hinzu kommen heute das „Simsen“, Mailen oder das Chatten. Andere Ausdifferenzierungsformen sozial akzeptierter Selbstgenügsamkeit sind das Führen eines Tagebuchs oder das Beten, der Vollzug von Ritualen, in vielen Kulturen auch das gemeinsame Singen und im beruflichen Sektor: Beratungen, Diskussionen, „Meetings“ und viele zielorientierte Gesprächsformen.

Auf der anderen Seite stehen sozial diskriminierte Formen der Autarkie – etwa suchtmäßige PC-Kommunikation oder das kommunikative „Abtauchen in

2 Gerade konservative Sprach- und Kommunikationskritiker übersehen häufig, dass sich Kommunikationsformen in modernen Medien im Vergleich zu denen außerhalb moderner Medien (Schrift und Buchdruck) in einer mitunter verwirrenden Vielfalt sowohl verdoppeln, aber auch gegenseitig durchdringen, überflüssig machen und funktional ergänzen, vgl. dazu Schmitz (2004: 36f.).

3 Zu einer kritischen Rezeption von McLuhan siehe Kerckhove/Lecker/Schmidt (2008).

Parallelwelten“ –, wie sie für Fundamentalisten aller Art, für Sekten und bestimmte Elitegruppen (z.B. „Börsianer“) nicht untypisch zu sein scheinen. Hierzu gehören kulturell und sozial sehr unterschiedlich bewertete Formen des individuellen, religiös, sozial oder (sub-)kulturell motivierten Rückzugs. Bestimmte Kommunikationsformen mittlerer Reichweite haben sich sogar sprachstrukturell – etwa stilistisch oder sogar lexikalisch – ausdifferenziert, u.a. um sich gegenüber anderen Sprachvarietäten funktional abzuheben. Dazu gehören viele Funktionalstile und Gruppen- und Fachsprachen. Am deutlichsten werden sedimentierte Kommunikationsformen überschaubarer Reichweite in Sonder- und Geheimsprachen, weil hier die Kontrolle der „Überschaubarkeit“ gleichsam zur Bedingung ihrer Zugänglichkeit gemacht wird.

Das etwas Verwirrende autarker Kommunikation besteht aber weniger in den verschiedenen Formen ihrer Begrenzung als vielmehr in ihren unterschiedlichen sozialen Bewertungen bis hin zur strikten sozialen Sanktionierung. Aufgrund dieser z.T. diskrepanten sozialen Bewertung fällt es nicht immer leicht, die genannten Formen „kommunikativer Abschottung“ gemeinsam als ein und dasselbe Phänomen wahrzunehmen. Dies soll im Folgenden näher illustriert werden.

2 Zwei Beispiele für „kommunikative Autarkie“

„Autarkie“ ist bekanntlich ein multivalenter Terminus, der ausgehend von der stoischen Philosophie der „Selbstgenügsamkeit“ heute in der Biologie, Informatik, Ökologie, Politik und Wirtschaft Verwendung findet. „Von der Umgebung unabhängig, sich selbstversorgend, auf niemanden angewiesen sein“, so „Das große Wissen.de Lexikon“ (2005: 74).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach der Bedeutung und der Rolle der „Autarkie“ für die sprachliche Kommunikation? Im Folgenden soll anhand von zwei polaren Beispielen gezeigt werden, welche Rolle autarke Kommunikationsformen im Kommunikationshaushalt einer Gesellschaft spielen können. Am Beispiel der „amische Leit“/„Amish people“ in den USA soll an eine religiös motivierte kommunikative Autarkie erinnert werden. Es ist eine Form sozial geduldeter, vielleicht sogar sozial geschätzter Autarkie. Das lässt sich für das zweite Beispiel, der Kommunikationsverweigerung von japanischen Jugendlichen, den sog. NEETs oder Hikikomori, nicht behaupten. Solche Formen gelten als Musterbeispiel sanktionierter sozialer Verweigerung.

An diesen beiden Extrembeispielen will ich verdeutlichen, dass selbstgenügsame Kommunikation beides sein kann: eine Form der kommunikativen Optimierung, aber auch eine Form der sozialen Isolierung. Wie beides zusammen zu denken ist, soll nach der kurzen Vorstellung der genannten Formen diskutiert werden.

2.1 *Amische Leit*

Amische Leit oder Amish people, eine vor allem in Pennsylvania, Ohio und Indiana lebende traditionell geprägte religiöse Gruppe, fallen in ihrer Umgebung nicht nur durch ihre Verweigerung moderner Statussymbole (Auto, Elektrizität) auf, sondern auch durch vormoderne Kommunikationsformen, u.a. mit einer bewussten Hochschätzung des Schweigens: „Die Amische sind im Alltagsleben eine schweigende Kultur um und durch das normative WORT der Schrift“ (Enninger 1990: 91). Dass Amische vor Gericht keine Klagen erheben, dass sie auf Angriffe nicht reagieren oder sich widerstandslos tadeln lassen (vgl. Enninger 1990: 94), erscheint auf den ersten Blick nicht nur ‚altmodisch‘, sondern auch als eine Form zumindest merkwürdiger Abschottung. Bei genauerem Hinsehen ist diese Form der kommunikativen Zurückhaltung aber keineswegs eine Abschottung. Was die Amischen kommunikativ praktizieren, ist vielmehr die „tägliche Herstellung einer eigenen Ordnung [...] durch ein scheinbares Nichts“, nämlich durch ein religiös motiviertes Schweigen (vgl. Enninger 1990: 99), sowie durch die Einhaltung von kommunikativen Praktiken und Regeln, die auf eine gruppenstabilisierende kommunikative Selbstgenügsamkeit zielen. „Weniger ist mehr!“, so könnte man diese kommunikative Praktik etwas plakativ zusammenfassen. Diese kann, wie viele andere Formen des Schweigens oder sprachlicher Lakonie auch, als eine Form kommunikativer Optimierung gedeutet werden. Dass sich die Amischen in der modernen Welt behaupten können, dürfte jedenfalls entscheidend mit der skizzierten kommunikativen Autarkie zusammenhängen.

2.2 *NEETs und Hikikomori*

Die Zahl der jungen Menschen, die seit den späten neunziger Jahren (ausgehend von Großbritannien) als NEETs (Akronym für „not in employment, education, or training“, „ohne Beschäftigung, Ausbildung oder Fortbildung“) bezeichnet werden, ist in sog. modernen Gesellschaften seit Jahren zu einem wichtigen gesellschaftlichen Thema geworden. Nach japanischen Schätzungen gibt es ca. 800.000 NEETs in der Altersgruppe der 15- bis 34-Jährigen.

Knapp ebenso viele werden als Hikikomori bezeichnet. Sie sind gleichsam eine Steigerungsform sozialer Abschottung.

Als Hikikomori (jap. ひきこもり, 引き籠もり oder 引き籠り, *sich einschließen, gesellschaftlicher Rückzug*), werden in Japan Menschen bezeichnet, die sich freiwillig in ihrer Wohnung oder ihrem Zimmer einschließen, sind junge Menschen, die ihren Kontakt zur Gesellschaft, einschließlich ihrer Familie, auf ein Minimum reduzieren. Der Begriff bezieht sich sowohl auf das soziologische Phänomen als auch auf die Betroffenen selbst, bei denen die Merkmale sehr unterschiedlich ausgeprägt sein können. [...] Das japanische Gesundheitsministerium definiert als Hikikomori eine Person, die sich weigert, das Haus ihrer Eltern zu verlassen und sich für mindestens